

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 11

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

«Ich schwebe auf dem Grat und balanciere ...»

*Friedrich Glausers erzählerisches Werk, Bände 3 und 4*¹

In erfreulich rascher Zeit sind nun auch die beiden abschliessenden Bände von Glausers erzählerischem Werk erschienen in der schönen Ausstattung und der gediegenen textkritischen Zuverlässigkeit, die bereits ihre beiden Vorgänger auszeichneten. Damit wird hier erstmals der authentische Geschichtenerzähler in seiner eigentümlichen und unverwechselbaren Eigenart vollumfänglich sichtbar und differenziert das Bild dieses Schriftstellers, das bisher hauptsächlich vom Kriminalromanautor geprägt gewesen war. Glauser erweist sich in diesen beiden gegen 900 Seiten umfassenden Bänden als ebenso produktiver wie metiersicherer Gestalter: In seinen letzten fünf Lebensjahren entstanden neben diesen Erzählungen auch die meisten seiner Romane! Und dies auf dem Hintergrund schwierigster Lebensumstände: Wie stets in finanzielle Enge getrieben und vom Rauschgift abhängig, von Behörden überwacht und verfolgt, hatte er sich nach längeren Internierungen 1936 mit seiner Lebensgefährtin *Berthe Brendel* in Frankreich niedergelassen und zuletzt noch an der italienischen Riviera Zuflucht gesucht, unterbrochen allerdings wieder durch Klinikaufenthalte in der Schweiz. Trotz all dieser Hektik konnte er eine in diesem Ausmass unerwartet reiche schriftstellerische Ernte einbringen. Wohl schätzte Glauser den Kriminalroman als wichtiges Instrument zur Gewinnung bisher an Literatur uninteressierter Leser ein, doch eigentlich war ihm die

«richtige» Literatur wichtiger: dazu zählte er seinen Legionsroman «*Gourrama*» und eben seine Erzählungen – beides sollte er zu seinen Lebzeiten nicht mehr in Buchform an die Öffentlichkeit bringen können: Der Roman erschien 1940, eine Auswahl von Erzählungen gab *Friedrich Witz* unter dem Titel «*Beichte in der Nacht*» 1945 heraus, sie war keineswegs vollständig und editorisch fragwürdig. So musste sich der Herausgeber *Bernhard Echte* (unter Mitarbeit von *Manfred Papst*) zunächst einer intensiven Such- und Sammeltätigkeit unterziehen, um die teilweise in entlegenen Zeitungen und Zeitschriften verstreuten Texte zusammenzutragen. Immerhin war die Situation bei diesen späten Bänden nicht mehr so desolat wie bei den ersten beiden, da Glauser aufgrund eines wachsenden Bekanntheitsgrades durch seinen Studer-Roman auch Zweitdrucke unterbringen konnte, ja sich sogar eine literarische Agentin seiner anzunehmen begann, so dass er automatisch von seinen Texten Kopien und Durchschriften herstellte. Dies hatte allerdings auch zur Folge, dass Glauser seine Texte für eine Zweitverwertung wieder umarbeitete, so dass sich oft die Frage nach der Verbindlichkeit einer Fassung stellt. Der wiederum sehr sorgfältig gearbeitete editorische Anhang gibt indes über die Textgestaltung jede erwünschte Auskunft und legt die Gründe für die Wahl der jeweils gewählten Fassung offen, ja er druckt in einigen Sonderfällen stark abweichende Passagen ab.

Eine grosse Überraschung, ja eine eigentliche Sensation bildet die erstmalige Veröffentlichung dreier Romanfragmente, die – autobiographisch fundiert – in Ascona (wo Glauser sich 1919/20 aufhielt), in Charleroi (wo er 1923/24 als Bergwerkhilfsarbeiter und Krankenpfleger tätig war) und Angles (hier versuchte er sich 1936/37 erfolglos als Bauer) spielen und erneut Studer (allerdings den jungen Kommissär vor seiner Abschiebung als Wachtmeister nach der ominösen Bankaffäre) auftreten lassen. Die Verbindung von Autobiographischem und Kriminalistischem erscheint äusserst reizvoll, zumal wenn sie, wie im Ascona-Fragment, in der Ich-Perspektive gehalten ist; sie führt ins Zentrum des Glauserschen Schreibens, nur schade, dass man sich dabei, wie es im Nachwort heisst, «mit der Ahnung von etwas Unvergleichlichem wird begnügen müssen», da keiner der Texte über seinen exponierenden Anfang hinaus gediehen ist. Als weiteren Gewinn wird man die verschiedenen, teilweise umfangreichen autobiographischen Erzählungen buchen können, insbesondere das Fragment «*Damals in Wien*» aus dem Todesjahr, das bisher einzig in einer von Witz redigierten Fassung im Gedenkband «*Mensch im Zwielficht*» (1939) zugänglich war. Es handelt sich dabei um den gewichtigsten Ansatz zu einem der zahlreichen Verarbeitungsversuche seiner ihn traumatisierenden Jugenderfahrungen, die Glauser ebenso hartnäckig wie therapeutisch letztlich erfolglos betrieben hat.

In all diesen Texten aus der Phase seiner Meisterschaft erweist sich Glausers mühsam erworbenes schriftstellerisches Können aufs glänzendste; souverän weiss er seinem um nüchtern-sachliche Präzision bemühten schnörkellosen Schreibduktus kleine emphatische

Verstärkungen und melancholische Verschwebungen einzufügen, humoristische Einsprengsel zuzusetzen, stets genau dosiert und präzise plazierte. Beispiele? Hier nur wenige Kostproben: «*Mit Steinen, die rund sind wie schlecht verscharrte Kinderschädel*»; «*er sah aus, als habe er sich feist gehungert*»; «*ihre Schamlosigkeit war herzergreifend*»; «*das Mondlicht lag auf dem Boden, zum Greifen dick, wie geronnene Milch*». Glauser verbietet sich konsequent jeden ins Grosse, gar Pathetische ausgereifenden Gestus, seine Optik richtet sich auf das scheinbar Geringfügige, Nebensächliche, das dann plötzlich so sprechend wird und jene unvergleichliche, wiewohl schwer bestimmbare Atmosphäre zu schaffen imstande ist, die Glausers Spezialität ist. Obgleich seine Themen ihm unter den Nägeln brennen, da sie zumeist eigenen leidvollen Erfahrungen entspringen (daher die häufigen Wiederholungen, die man als solche aber nie störend empfindet, im Gegenteil ...), vermag er sie durch die formale und sprachliche Bewältigung von sich abzurücken und sie dadurch von ihrer Privatheit zu befreien, ohne ihre Intensität zu mindern. So ist ihm tatsächlich das gelungen, was er einmal eine seiner Figuren sagen lässt: «*Traurig und grotesk ist meine Geschichte nämlich wie alles im Leben, und nur Dichter verstehen es, das Traurige und Groteske so zu komponieren, dass es schön wirkt und versöhnlich*.» Bewusst, ja fast erschrocken meidet er alles Laute und Grelle, die grossen Worte und Gebärden, um desto eindringlicher der verborgenen Wahrheit seiner Figuren in einer Geste, einem unbedachten Wort, einem Blick nachzuspüren. Daraus ergibt sich ein eigenwilliger Realismus des genauen Hinsehens und Hinhörens – und hier erhält der präzise eingesetzte Dialektausdruck,

eines der hervorstechenden Merkmale Glauerschen Erzählens, seinen genau kalkulierten Ort. Trotz aller querköpfigen Trotzigkeit seines Lebensganges drückt sich in seinem Schreiben eine Bescheidenheit und Diskretion aus, die allenfalls an *Robert Walser* erinnert, sonst aber durchaus singulär bleibt. Das in unabweisbarer Deutlichkeit sichtbar gemacht zu haben, stellt das Verdienst dieser Ausgabe dar, die einem grossen

Erzähler Konturen gibt und neue Grenzziehungen im Feld der Schweizer Literatur erforderlich macht.

Christoph Siegrist

¹ F. Glauser: *König Zucker*. Das erzählerische Werk Band III: 1934–1936. F. Glauser: *Gesprungenes Glas*. Das erzählerische Werk Band IV: 1937–1938 Unionsverlag / Limmatverlag, Zürich 1993.

«Du bist uns ein Rätsel»

«*Der Wettermacher*» von *Peter Weber*¹

1

Die Lektüre eines Erstlingswerks hat manchmal etwas von einer einsamen Entdeckungsfahrt an sich – und gehört, wohl nicht nur für die Schreibende, zu dem, was immer wieder mit dem Kritikerhandwerk versöhnt. In einer Zeit, in der es keine weissen Flecken auf der Landkarte mehr gibt, ist man dennoch für Augenblicke ein Kolumbus oder Robinson.

Dieses rare Glück, das steht fest, wird einem beim Roman «*Der Wettermacher*» von *Peter Weber* nicht zuteil. Was gäbe es da noch zu entdecken? Das Buch war in aller Munde, schon ehe es erschien. Anders als *Beat Sterchi* (an dessen Debüt man sich erinnert fühlt), der vor fast zehn Jahren an den Solothurner Literaturtagen im sogenannten «Offenen Block» neben Dilettanten und Spinnern las, war *Peter Weber* kein unbeschriebenes Blatt, als er letzten Sommer in Solothurn auftrat; er war bereits bei der Lesung zum Döblin-Preis aufgefallen, und *Gerold Späth* amtierte

energisch als sein Herold. Wird das Geschichte machen? fragt man sich. Werden künftig nur noch jene bemerkt werden, deren Manuskripte schon ihre Erfolgsstory mitbringen, und gibt es künftig nicht einmal mehr für Lektoren, geschweige denn für Kritiker wirkliche, nicht schon gesteuerte Entdeckungen? Dass der junge Autor dann mit der gerade in der Berichterstattung über die Literaturtage immer wieder auffallenden Einhelligkeit (lies Gleichschaltung) des Urteils von der Kritik gelobt, dass sein Buch Hals über Kopf ins schon gedruckte Suhrkamp-Herbst-Programm gelangte, das versteht sich eigentlich von selbst. Mich erstaunt einzig, dass der «*Wettermacher*» in der zur Unterhaltungssendung emporgesponserten oder heruntergekommenen Wettervorhersage des Schweizer Fernsehens noch keine passende Erwähnung gefunden hat. (Verschrei's nicht!)

Kein Wunder, wenn dieser und jene vorsichtig, mit spitzen Fingern zum Buch greift. Der kluge Freund hatte

wohl so unrecht nicht, der mir in diesem besonderen Fall auch besondere kritische Nüchternheit empfahl. Ein *sotto voce* ist tatsächlich angezeigt, ja es regt sich bei mir sogar die Frage, ob Schweigen, ob eine individuell geübte Kritikerabstinenz oder -verweigerung nicht mehr Respekt vor der so beeindruckenden Begabung des jungen Autors bekunden würde als ein weiteres Lob.

Vielleicht, wer weiss. Nur, dass das Buch, Lärm hin, Verweigerungslust her, etwas an sich hat, das anzieht und nicht loslässt, etwas Neues und Vertrautes, Junges und Uraltes zugleich. Aber was nur? Dem Nüchternen, Skeptischen in mir bin ich Antwort schuldig.

2

«*Du bist uns 'n Rätsel*», – sagt in der Nacht zu seinem zwanzigsten Geburtstag die aus Berlin stammende Mutter Ute zum Icherzähler August Abraham Abderhalden. An den eigenen Kindern ist das Rätselhafte unbequem, gar unerträglich; anders bei Büchern. Das Rätselhafte: mit den Worten des Autors «*das Unsägliche, Undurchsichtige, Liederliche, das verworren Mehrdeutige*» – es ist der Stoff, aus dem das Buch wunderbar leicht und doch solid gewoben ist. Andersherum gesagt: Was dem «*Wettermacher*» fehlt, zu seinem Vorteil, ist der schulmeisterliche, rechthaberische, besserwisserische Ton, der nun seit Jahrzehnten in der Schweizer Literatur zu hören ist, auch bei Autoren, die ihren Mitbürgern ebendiese Eigenschaft kritisch vorrechnen. Hier wird für einmal nicht entlarvt, nicht hinter die Kulissen und Masken geschaut, den Lesern kein kritischer Spiegel vorgehalten. Es wird freilich, dem Titel entsprechend, kräftig gewettert gegen den Lauf der Dinge, gegen die «*Vermittellandung*» des Toggenburgs; aber auch wenn Gewitter

nicht nach dem Gesetz der Gerechtigkeit einschlagen, haben Zorn und Trauer des Wettermachers eine eigene Genauigkeit. Falls diese herbstliche Schwalbe einen neuen Sommer in der Schweizer Literatur ankünden sollte, eine Zeit mit mehr Phantasie und weniger Schulmeisterei, dann wäre das allein ein zwingender Grund zu einer energischen Erwähnung.

Es habe im Toggenburg einmal ein riesiges, längst abgeflossenes oder von Riesinnen ausgesoffenes Meer gegeben, erzählt und erfindet das allererste Kapitel – «*und jenes Meer, das bis an beide Enden der Welt gereicht, soll, davon könnte ich Dir ein Lied singen, Liebe, in jedem, der aus dieser Landschaft hervorgegangen ist, immer noch vorhanden sein.*» Eine kühne Behauptung, ein Schlüsselsatz. Das «*wundersame Land Toggenburg*», Herkunftsort, gar Heimat des Autors, ist die bestimmende Landschaft des Buches (und damit sofort und neu eine literarische Region, auf die man nicht mehr verzichten wird); das Wasser aber ist das umfassende Element: die Thur, die das Tal als ein «*Erzählfluss*» oder *Zeitstrom* durchfließt, manchmal zum Euphrat und Tigris erklärt wird; und eben jenes Meer, das als ein inneres doch gegenwärtig ist, nicht nur im Gemüt des Dichters, sondern in allen, auch wenn sie der «*schweigenden Mehrheitspartei der Autofahrer, Fernsehzuschauer, Sportinteressierten, Tageszeitungsüberflieger*» angehören. Der *Diskurs in der Enge*, als Klischee immer noch sorgfältig gepflegt, kommt in diesem Buch an ein Ende, wird vielmehr auf den Kopf gestellt: Weite und Tiefe gibt es ausgerechnet im engen Tag des Toggenburgs; die heutige Schweiz dagegen, definiert als die «*amerikanische Schweiz*», ist Vertreterin des Kleinbürgerlichen, Nebulösen, eines Fortschritts

ohne Weite, auch wenn ihre Wahrzeichen – Garagen und Antennen – Bewegung, Weltoffenheit und Kommunikation anzuzeigen scheinen. Seit langem ist eine Region nicht mehr so angesprochen, besungen, in ihre verborgene Tiefe und Weite ausgeleuchtet worden wie hier; eigenwillig und kühn, oft gegen Logik und geographische Korrektheit, setzt der junge Autor da die Tradition eines welthaltigen, Weite einfangenden Regionalismus fort (es ist der einzige, der zählt). So sagte es *Gerhard Meier* (dem herbeiphantasierten und doch realen Meer Webers sehr nahe): «*Manchmal tönt's über das Land hin, über das Binnenland, als heulte ein Schiff.*»

3

Die genuine Sprachbegabung des Autors werden auch eingefleischte Skeptiker nicht abstreiten können. Er sei in der Free Jazz-Szene beheimatet, teilt eine sparsame biographische Notiz mit. Das leuchtet ein, und das Zauberwort «frei» könnte zu einer leichtfertigen Beschreibung der Sprache als einer Assoziationswelt verführen (gerne möchte man einen Kenner des Free Jazz über mögliche Parallelen hören). Aber das Buch ist nicht einfach ein Wildwuchs. Es lebt aus dem spannungsvollen Wechsel zwischen weitausholenden, leicht gebauten syntaktischen Perioden und knappen, witzigen, frechen Satzformeln, die in seitenlanger Anreihung dann doch wieder grosse Bögen schlagen, vielleicht zu grosse. Längen sind hier gewiss kritisch festzustellen, es gibt Passagen, in denen die Sprache mehr klimpert als tönt. Aber dann versöhnt plötzlich eine unerwartete *Trouvaille*. «*Schweifgrün*» oder «*Seelengrün*» zum Beispiel, schöner Abschluss einer freien Assoziationreihe von Grün-Nuancen, habe ich noch nie gehört und möchte ich nicht vergessen.

Zu den Formelementen, die dem Gegensätzlichen und Auseinanderstrebenden einen inneren Zusammenhang sichern, gehört die dem Text immanente Briefform, die rhythmisch wiederholte Anrede von zunächst nicht genannten, erst mit der Zeit identifizierbaren Personen. Der Autor braucht offensichtlich die Sprachgebärde der Anrede, er braucht die Vorstellung, jemand höre zu oder lese, was er schreibt. In dieser Hinsicht erinnert er an *Hermann Burger*, für den die Briefform lebens- oder schreibensnotwendig war. Aber was für ein Unterschied zwischen beiden! Burger brauchte die beschwörende Anrufung einer höhergestellten, einer letztlich unerreichen Figur, damit seine Protagonisten sich vor ihr demütigen und dann doch durch Sprachgewalt über sie triumphieren konnten. Webers Briefe sind ungleich einfacher, unmittelbarer, sind weder Hilferufe noch Überwältigungsversuche – dann schon eher Sehnsuchts- und Liebesbriefe. Das Buch wirkt bei aller Ungebärdigkeit merkwürdig unverkrampft, und vielleicht ist auch das etwas Neues in der Literatur der letzten Jahre. Der ungeheure Anspruch, schreibend über die anderen zu triumphieren, dies gefährliche Alles oder Nichts, das so viele Werke gerade der Begabtesten prägt, ist bei ihm nicht – noch nicht? – fühlbar. Das Spielerische ist hier wirklich spielerisch – und nicht ein Zirkusakt, der tödlich oder mit Riesenapplaus endet. Es ist tatsächlich etwas Weibliches in diesem Buch, und es ist kein blosser Schnörkel, wenn der Autor seinen Icherzähler als einen Zwitter, als ein von Geburt auf androgynes Wesen konzipiert. Und was die Briefe angeht: sie haben nicht nur *einen* Adressanten, richten sich an die Eltern, oder an eine unerreichte ferne Geliebte – und vor allem an den um ein Jahr

jüngeren, durch Selbstmord verstorbenen Bruder Freitag Melchior.

Dieser Bruder – wie der Icherzähler August Abraham ein Adoptivkind – ist, daran besteht kein Zweifel, die zweite Hauptfigur in diesem Buch, und die Trauer um ihn verleiht dem Text den Tonfall der Elegie. Oder gehören die beiden noch enger zusammen, sind sie zwei Gesichter ein und derselben Person? Das Buch, wie es nun vorliegt, setzt tatsächlich beides voraus: die Phantasie und die Musikalität des Älteren, und die Intelligenz und den Fleiss des Jüngeren (der im Ortsarchiv die Fakten zusammenträgt, an denen die Phantasie des anderen sich entzünden kann); das Hilflose und Ungebärdige des Erzählers, der als Kind die Sprache verliert und sie erst als Zwanzigjähriger schreibend wiederfindet; und das «Blitzgescheite», Angepasste, Versöhnliche des Bruders, der sich «*hintersinnt*», obgleich er aus dem Tal *hinausschaut*, und im gleichen Fluss den Tod sucht, der das Lebens- und Erzählelement des Älteren ist.

4

Peter Weber ist 1968 geboren; seinen Protagonisten August Abraham lässt er zwei Jahre später, am 1. April 1970 auf die Welt kommen. Das ist vielleicht nicht nur ein Aprilscherz oder Zufall. Die für viele nach wie vor magische Zahl 68 hat in dieser Lebensgeschichte nichts zu suchen; da schreibt und handelt kein Nach-Achtundsechziger, der sich noch an seinen unmittelbaren Vorläufern reiben muss. Der Autor und sein Protagonist gehören einer späteren Zeit an; doch ihre Wurzeln reichen in eine ältere Vergangenheit zurück. Seine matriachale Tradition findet August Abraham bei der fiktiven Wettermacherin Ana; sein ihm verwandter Antipode aber ist kein anderer als der grosse Landsmann

Zwingli (Ulrich Bräker dagegen, mit dem er doch den Herkunftsort Wattwil teilt, erwähnt er nur gerade einmal). Wie Zwingli setzt der Icherzähler, setzt mit ihm der Autor auf das Wort – aber, als «*Wettermacher*», auf andere Art; ihm geht es um die Witterung, die «*Wetterfähigkeit*», um die *Macht der Sinne, des Rausches, des Flusses, um die Flut der Bilder*; Vorlieben, denen der Reformator tief misstraut.

Wettermachen – das ist die grosse Metapher für das Schreiben, die das Buch belebt und beseelt. Ein blendender Einfall, ein Geniestreich – und vielleicht mehr als das. Nicht um die rationale Veränderung der Welt nach einem ideologischen Programm, nicht um die Begründung einer Religion durch das reine Wort geht es hier, sondern um das Wahrnehmen des Inkommensurablen, die Aufmerksamkeit für das, was sich nicht planen und nicht lenken lässt.

Das Wettermachen, das dem Buch den Titel gegeben hat, findet zwar auf dem Papier statt, eine nur papierene Sache ist es deswegen nicht. Wohl aber sind die Gewitter und die Überschwemmungen, die vor allem gegen Schluss losbrechen, nicht Nachahmungen wirklicher Gewitter, sondern raffinierte Inszenierungen. Denn das Wetter wird auch in einer anderen Hinsicht metaphorisch, nämlich als Ausdruck des menschlichen Inneren, ja als dessen Stellvertreter eingesetzt. Und entsprechend der Erfahrung, dass der Tod eines geliebten Menschen stets als ein Weltuntergang erlebt wird, entlädt sich gegen Schluss des Buches die Trauer um Verwandte, vor allem um den Bruder, in eigentlichen Wetterkatastrophen.

Diese aber dienen, als mächtiger Ausdruck innerer Vorgänge, zugleich als eine Art Schutz oder Versteck dieses Inneren, das, da es als Wetter veräusser-

licht wird, weder analysiert noch gefühlig beschrieben zu werden braucht. Bei aller Wortgewalt des Autors, und inmitten prasselnder Wortgewitter, hat das Buch auch etwas Verschwiegenes, Stilles an sich; das Rätselhafte, das die Mutter am Sohn feststellte, bleibt: als eine Qualität. Es ist diese Stille, was die Hoff-

nung weckt oder nährt, der Autor werde unter ihrem Schutz wie unter einer Tarnkappe seinen Weg durch den Erfolg weiter gehen.

Elsbeth Pulver

¹ Peter Weber, *Der Wettermacher*. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1993.

Zwischen Anpassung und Widerstand

Zum Roman «Bis bald» von Markus Werner

Der bisher vierte Roman des Schweizer Erzählers *Markus Werner*, Jahrgang 1944, erschien im Herbst 1992 im Salzburger *Residenz Verlag* und hatte beachtlichen Erfolg¹. Er stand monatelang auf der Bestsellerliste und erweckte das Interesse auch der deutschen Kritik. «*Bis bald*» ist ein zeit- und schweizkritischer, detailrealistischer und vielfach mit sarkastischem Humor gewürzter Lebensbericht eines Intellektuellen, der mit 44 auf seinen Tod wartet. Denn Lorenz Hatt, so heisst der Ich-Erzähler, Denkmalpfleger von Beruf und von seiner Frau getrennt, hat bereits den zweiten Herzinfarkt hinter sich.

Dieser macht ihn erst richtig elend: Intensivstation, besorgte Besucher, Blumen; dann Entlassung in seine zum Kranken- und Wartezimmer umgemöbelte Wohnung; dort eine rührend um sein Wohl besorgte Zugehfrau; Sauerstoffgerät mit Nasensonde, um die periodische Insuffizienz des Herzens zu kompensieren; Warten, mit einem Piepser in der Tasche oder um den Hals; einem Funkempfangsgerät mit akustischem und optischem Signal, verbunden mit der schweizerischen Spendezentrale, die ihn aufbieten wird, sobald dort ein

für ihn passendes Organ eintrifft. Er hatte dem Vorschlag des Kardiologen, der ihm sein ruiniertes Herz recht drastisch als «*absterbenden Sack*» schilderte, bedenkenlos zugestimmt. Aber nach einem technisch bedingten Fehlalarm – einer getäuschten Hoffnung also – gelangt Hatt zum erwähnten Entschluss, auf diesen Eingriff zu verzichten. Wäre er pathetischer veranlagt und belesen, könnte er mit Rainer Maria Rilke sprechen: «*Komm du, du letzter, den ich anerkenne*» (II, 511). Aber er ist es nicht. Der Schlusssatz seines Berichtes lautet einfach: ... «*Ich habe Doktor Kierling angerufen und ihn beauftragt, mich zu streichen*» [nämlich von der Liste der Wartenden M. St., (S. 224)]. Kein Herausgeber-Kommentar, kein Auftrag zur Drucklegung des Berichtes über sein Leben, ein offenes Ende, überraschend für den Leser, sehr ähnlich jenem berühmten abrupten Schluss in Frischs «*Homo Faber*»: «0805. *Sie kommen.*» – Da gibt es bei Werner allerdings vorher Anspielungen an das Grimmsche Märchen vom «*Gevatter Tod*» oder an die Prinzessin Scheherezade von «*1001 Nacht*», die mit Erzählen ihren Hals retten konnte; und spielerisch heisst es

schon während des Berichts über die nur scheinbar erfolgreiche Rehabilitation im drittletzten Kapitel:

«Zuweilen glaube ich, dass mir, solange ich erzähle, nichts widerfahren kann. Ich aber glaube es. Ich fürchte mich darum ein wenig, anzukommen, und habe keine Eile, obwohl ich andererseits auch wieder glaube oder aberglaube, dass ich der Rettung mit jedem Satz ein Stücklein näherrücke, mich sozusagen an sie heranerzähle, was der geduldig wartende Gevatter – er steht in meinem Rücken, gähnt dann und wann und sagt sich wie die Katze, dass der Vogel auch nach dem Ende des Gesangs noch munde – vielleicht nicht ahnt.» (S. 207)

Ein Bericht also *sub specie mortis*, im Anblick des baldigen Todes, ein Stück «*memento mori*»-Literatur, wie sie wohl alle Zeiten und Zivilisationen kennen mit je anderem Weg der Vorbereitung auf das Ende, den Übergang, das Gericht oder das Nichtmehrsein, die Seligkeit, die Hölle, die Wiedergeburt oder das Nirwana, nur immer mit dem gleichen Ziel: gelassen das Unabänderliche zu erwarten und es einigermassen würdig zu bestehen.

Werner schreibt aber auch ein bekanntes Mysterienspiel um, das mittelalterliche Sterben des «*Jedermann*». Denn auch jenes von *Hugo von Hofmannsthal* erneuerte Spiel handelt ja von einem ersten Schlag und einer gewährten Frist für Abschied und Vorbereitung. So lässt sich sagen, Werners Text – wie so viele heutige Sterbebücher von *Zorn* bis *Noll* – behandle den gestundeten Tod, den angekündigten Herztod als Rahmen für eine erzählerische Fiktion; ihr Inhalt wäre, wie sich ein in der Schweiz lebender Mensch männlichen Geschlechts und Mitte vier-

zig, ein typischer Intellektueller, äusserlich angepasst, innerlich aber zu vielem in diesem Land in Opposition stehend und mit der Welt und sich selbst unzufrieden, ja weitgehend unglücklich – wie sich eine solche Figur zum Faktum des bevorstehenden Sterbens, Abgangs, Nichtmehrseins verhalten könnte.

Diese Fiktion ist realistisch gehalten, unpräventios und antipathetisch. Das Erzähler-Ich kompensiert auftauchende Wehleidigkeiten mit gezieltem Sarkasmus und Selbstkritik. Eingbracht und referiert wird aber auch die Kritik anderer am Leben und Tun der Ich-Figur: der häufige Widerstand seiner Ex-Ehefrau Regina, die diesen Mann nach dem Krebsstod ihres gemeinsamen Kindes nicht mehr ertrug und auszog, dann die immer wohlbegründeten Argumente seiner neuen Freundin, die er in der Reha-Klinik kennenlernte; ferner Aussagen seiner sehr hilfreichen Schwester Marianne über ihn und schliesslich solche der seinen Haushalt besorgenden Frau Guhl. Indem der Ich-Bericht auch einschliesst, was diese Frauen sagen, entsteht wenigstens der Schatten einer anderen, weiblichen Sicht auf Hatts gruppenspezifisch wohl recht typische, männliche und problematische Existenz von heute. Das und die unterhaltsame Erzählweise, eine clevere Montage, die die Aufmerksamkeit und Mitarbeit der Leser fast wie ein Detektivroman mobilisiert, dürften dem Buch den erwähnten Erfolg eingebracht haben.

Der Bericht ist de facto ein Monolog und erinnert als solcher an *Samuel Becketts* «*Das letzte Band*». Was wir bekommen, ist auch die Erzählung von einem geduldigen Zuhören, somit eine Leseanweisung. Am Schluss dieses Zuhörens steht, wie bekannt, der Verzicht des Erzählers auf existenzverlängernde Massnahmen. Es ist dies offenbar der

erste (und natürlich zugleich letzte) ganz allein von ihm selbst gefällte Entschluss seines Lebens. Er bringt in sein Auf-der-Welt-Sein eine neue Qualität. Er fühlt sich, wie er mitteilt, nach diesem Entscheid befreit und gehoben, erfüllt von «*Leichtigkeit und Lebendigkeit*» (S. 223). So etwas wie der absurde Heroismus der existenzialistischen Romanhelden, die das eine noch wollen dürfen, den Tod aus freier Entscheidung, kennzeichnet auch diesen Schluss. Nur ist das Einverständnis der Ich-Figur mit der Nichtverlängerung des Lebens, dem baldigen Sterben, nicht rebellisch wie das der Sartreschen und Camusschen Männer. Es ist milder, näher bei *Hesse* oder *Handke*.

Lorenz Hatts letztendlich heiteres Warten auf seinen eigenen Tod ist zudem die Umkehrung einer verdeckten Anklage. Sie lautet: «*Wer lebt denn noch, wenn alle warten?*» (S. 116). Mit diesen Wartenden meinte Hatt nicht die Ruhigen und Gelassenen, sondern all jene, die unerfüllt irgendeinem noch grösseren Erfolg, Glück, Erlebnis zustreben – wie früher auch er – und die meinen, das Eigentliche ihres Daseins sei noch nicht, es komme erst. Ein altes Problem, mit dem sich schon Hesses indischer Jüngling Siddharta abmühte. Ein philosophisches Thema, über das der Diskurs in Werners Roman aber sehr rudimentär bleibt.

*

Von besonderem Interesse an Werners Roman ist die Erzähltechnik. Dabei ist nicht so sehr die Frage «wer erzählt?» das Rätsel, sondern «wann wird erzählt?». Meine These: Es wird mit dem Erzählen erst begonnen nach dem schon zuvor zitierten letzten Satz des Berichts, nach dem Entschluss zum Verzicht auf die vielleicht lebensrettende Transplantation also.

Der Empfänger des Ich-Berichts ist ein immer wieder angesprochener Freund, der jedoch bis zum Schluss nie zur Figur mit Eigenschaften oder einem Gesicht wird, von dem es heisst, dass er gegenwärtig an einer Studie «*Über das Warten*» arbeite. Wie der «*Freund*» herbestellt wurde, woher er kommt und warum er sich die Zeit nehmen kann, bleibt ungesagt; es ist Teil der erkennbar falsch gelegten Fährte. Denn es gibt ihn nicht wirklich, obwohl er fast in jedem Kapitel einmal kurz angesprochen wird, sei es, dass um einen Unterbruch des Diktats gebeten, sei es, dass auf eine spätere Sitzung verwiesen wird. Die Unterbrüche selbst enthalten den Hinweis, dass Hatt bereits auf den dritten und letzten Infarkt wartet, während er diktiert, beziehungsweise das Tonband bespricht. Schon im ersten Kapitel unterbrechen nämlich die folgenden Sätze den Erlebnisbericht:

«*Ich brauche Sauerstoff, Moment, bleib nur, lass dich nicht stören, nur zehn Züge, siehst du, hier gabelt sich der Kunststoffschlauch, geht doppel-läufig weiter, ein Endstück kommt ins linke und eins ins rechte Nasenloch, das ist schon alles, Augenblick.*» (S. 12)

Der zum unverlängerten Leben Entschlossene hat also aus diesem einen freien Entschluss nicht nur die neue, ihn selber überraschende «*Leichtigkeit des Seins*» gewonnen, sondern verwendet die ihm verbleibende unbekannte Frist für einen Rückblick auf seine frühere Existenz, seinen Beruf, seine Frauenbeziehungen. Vor allem aber erzählt er sein Warten, zuerst auf Heilung, dann auf das neue Herz.

Dieser Haupterzählstrang holt so langsam die letzten Monate seines Lebens ein. Schon gleich zu Anfang des Diktats und später noch mehrmals wird

gesagt, dass die den Bericht einleitende Tunis-Reise «vor acht Monaten» (S. 8, 13, 137) stattgefunden habe. Die Erzählung – als Akt – erfolgt in fünfundzwanzig Raten. Einige Tage dürften, auch bei striktem Plan, dazugekommen sein. So umschliesst denn die kontinuierlich erzählte Periode ab erstem Infarkt plus die Erzählzeit eines Monats die vielleicht nicht ganz zufällige Frist von neun Monaten, die Dauer einer Schwangerschaft; geboren aber wird das Buch, der Roman. Er ist das, was bleibt, als Spur. Der spöttische Blick, der satirische Ton, die Selbstironie wären ihrerseits die Frucht dieser «Selbstgeburt», die zur Entscheidung führte, wenigstens über den eigenen Tod nicht andere ausser dem Tod verfügen zu lassen.

In diesen Erzählstrang sind nun, wie gesagt, zahlreiche Exkurse und Rück Erinnerungen an frühere Lebensphasen eingebaut: die Begegnung mit der deutschen Berufskollegin Regina; Szenen aus der Ehe mit ihr, der Tod des Kindes an einem Hirntumor. Eingebildet wird aber von Kapitel zehn bis Kapitel zwanzig auch eine neuhochdeutsche Nacherzählung des mittelalterlichen Legendenromans «Der arme Heinrich» von Hartmann von Aue. Die Bedeutung dieser Montage wird dem Leser freilich erst am Ende des Buches klar, als Lorenz Hatt auf die Herztransplantation verzichtet: Der fromme aussätzigte Ritter will, wie er durch eine Ritze in der Wand des Operationszimmers die himmlische Schönheit und Reinheit des Körpers des jungfräulichen Kindes erblickt, das sich für ihn zu opfern begehrt, dieses Opfer nicht mehr – und wird eben dank diesem Verzicht von Gott geheilt. Der nicht mehr gläubige Denkmalpflieger Hatt will am Schluss auch kein anderes Herz mehr, allerdings nicht aus unmittelbar ethischen Gründen, wenngleich ihm

klar ist: «Will ich leben (...), muss ich den fremden Tod begrüßen» (S. 200). Wichtiger für diesen Entschluss aber war seine Einsicht in die Würdelosigkeit seiner Lebensgier.

Zu bedenken ist nun auch der Witz des Titels des Buches «Bis bald». Auf den ersten Blick ist das eine Grussformel, analog dem französischen «à bientôt», dem englischen «so long». Dass mehr dahinter steckt, merkt man an einer frühen Stelle des Berichts, als der Patient sein unfreiwilliges Stillhaltenmüssen schildert:

«Ins Freie geh ich selten, du weisst, das Treppensteigen. Aber am Fenster stehe ich gern, verfolge mit besonderem Interesse die Motorradfahrer, habe, wenn mir bitter ist, Mühe mit den Rennradfahrern, die bunt vorüberziehen, halten sich, sag ich mir dann, für knackige Himmelskinder und sind doch nur bornierte Trampler. So macht mich der Juni, so kindisch neidisch, oft möchte ich die Hände zu einem Trichter formen und jedem Mann, der sich vergnügt und zielbewusst benimmt, und jeder Frau, die sich als Schwalbe fühlt, ein Wartennur zubrüllen, ein giftiges Wartennur balde.» (S. 18)

Goethes wohl berühmtestes Gedicht «Über allen Gipfeln / Ist Ruh» von 1780, mit dem ursprünglichen Titel «Wanderrers Nachtlid», der aber ab 1815 und auch in der Ausgabe letzter Hand geändert werden musste, um eine Verwechslung mit dem schon 1776 geschriebenen «Der du von dem Himmel bist» zu vermeiden, neben das es gestellt wurde, jedoch jetzt mit dem neuen Titel «Ein Gleiches», diese Goethesche Ikone endet bekanntlich mit den Zeilen: «Warte nur, balde / Ruhest du auch.»

Der Zusammenhang zwischen dem

Titel des Romans, der fingierten Studie des selbstlosen Freundes über das Warten und dem Erzählinhalt wird nun klarer. Ein lautes «*Weg von Goethe*» und ein gedämpftes «*Zurück*» sind sein ironisches Resultat. Goethes Verse waren an ihn selbst gerichtet, «*ad se ipsum*»; das klassische lyrische Ich meditiert darin nächtlicher Weise über die eigene Vergänglichkeit. In seiner ersten, noch trotzigsten Krankheitsphase, als Lorenz Hatt mit dem Schicksal hadert, schleudert er im Geist den Goethesatz den vielzuvielen Allzulebendigen nach, die an seinem Fenster vorüberschwärmen. Am Schluss des Romans hat er einen «*Goethe von innen*» erlangt und jenen zarathustramässigen «*Raubtierhunger*» (S. 206), der noch fast bis zuletzt in ihm rumort, besänftigt, ja zum Schweigen gebracht. Jetzt sieht er – wie der einundvierzigjährige Wanderer auf dem Kickelhahn und schon der achtunddreissigjährige auf dem Ettersberg – dem ganzen Erdentreiben mit ihrem Lust und Schmerz viel ruhiger zu. Was Drohung war gegen die anderen, denen mehr Leben beschieden schien, wird auch für Hatt wieder ironische Selbstanrede: «*Bis bald.*» Der langen Kette von Goethe-Kontrafakturen kann somit eine neue, schweizerische Perle ange-reiht werden².

*

Es bleibt noch wenig zu ergänzen und einiges zu fragen.

Das lange Warten Lorenz Hatts auf seine Heilung, dann auf sein neues Herz – ist das ein Gleichnis für das verkehrte Warten so vieler (westlicher) unbefriedigter, ungeselliger, von ihrer Arbeit nicht erfüllter und in ihren Beziehungen scheiternder Zeitgenossen? Es scheint so. Gleichnisse sind eine rhetorisch-poetische, aber auch lehrhafte Aussage-

form. Dem Gestus haftet viel Moralisches an: Warnung, Lebenshilfe. Ist das vielleicht das typisch Schweizerische an diesem Roman?

Im übrigen erinnert er stark an *Max Frisch*, besonders an dessen Anatol Ludwig Stiller, der seinem Ichmuster entfliehen möchte, das er für ein Produkt der Bildniswut der anderen hält, bis man ihn zwingt, der zu sein, der er war und ist, weil eben ein Leben nur einmal, nicht x-mal gelebt werden kann. Das gleiche Problem in dramatischer Form in Max Frischs Theaterstück «*Biografie*» (1967): Kürmann, dem bloss nichtssagende Korrekturen an seiner Karriere – im weitesten Sinn – möglich sind. Das Frisch'sche Ur-Thema wird schliesslich direkt angesprochen in Lorenz Hatts Meditation über sein trügerisches Warten:

«Es ist kein lautes, störendes Gefühl gewesen, es hat nicht sagen wollen: du lebst verfehlt, es hat nur sagen wollen, dass es noch andere Wege gebe, und es beweist, so glaube ich, nichts weiter, als dass man dazu neigt, im jeweils Unverwirklichten das Eigentliche zu vermuten.» (S. 205)

Das ist die wiederholte Suche von Frischs Figuren nach dem Unmittelbaren, verdünnter «*Stiller*». Ob damit eine Kritik an der verbrauchten Frisch-Thematik intendiert war oder heimliche Selbstkritik des Autors Markus Werner, von ihr noch immer nicht losgekommen zu sein? Das soll hier als Frage stehenbleiben.

Und eine weitere schliesse ich an: Werners Roman erschien 1992 und spielt offensichtlich in der Gegenwart. Die Hauptfigur ist nach eigener Angabe vierundvierzig Jahre alt, war also 1968 zwanzig. Der Roman scheint in manchem ein selbstkritisches, ein ziemlich

ratloses, aber ein nüchternes Porträt einer Generation und Bewegung zu sein, deren Träger inzwischen in Pflichten und Ämter als Väter und Mütter geraten sind, als angestellte oder freiberufliche Intellektuelle. Denn sie waren ja allesamt Studentinnen und Studenten damals, als man in Paris an die Mauern malte: «*La fantaisie au pouvoir*» und in Berlin: «*Traue keinem über dreissig*». – Lorenz Hatt also ist ein 68er; denn die gab es ja auch in der Schweiz. Und mit dieser Schweiz hat er massive Probleme: Er hasst ihren Militarismus, ihre Zeitungen und ihr Radio, ihre Managertypen – er begegnet ihnen in der Business Class beim Heimtransport aus Tunis –, und ihre Ausländerfeindschaft, aber auch ihr miserables Hochdeutsch und ihre weinerlichen linken Intellektuellen (S. 87). Er liebt hingegen sein Land als Heimat (wieder etwas mehr als Max Frischs Figuren), ja er findet es störend, dass er mit Regina auch im intimen Gespräch nicht seine Mundart sprechen kann.

Da er einen Hang zu gleichnishafte Denken hat, verbalisiert er selbstironisch seine sitzende Lebensweise als Rekonvaleszent mit Hilfe einer politischen Terminologie: «*Ich sehe das Sitzen als Kompromiss zwischen Liegen und Stehen, ich befinde mich, wenn ich sitze, zwischen Anpassung und Widerstand.*» (S. 17)

Letzteres bezeichnet Hatts gesamte Existenz, wie eben beschrieben, quasi als «innere Emigration». Aber diesen Ort gibt es ja gar nicht: *zwischen Anpassung und Widerstand*. Es ist ein Un-Ort, ein u-topos, den er hier für sich in Anspruch nimmt³. In Wirklichkeit bietet sich Hatts Verhalten genauso dar: Äusserlich ist er angepasst, funktioniert offenbar tüchtig und verantwortungsbewusst in seinem Beruf als Denkmalpfle-

ger, nur innerlich ist er gegen so vieles, im Unfrieden, in stummer Opposition als heimlicher, potentieller Anarchist.

Dieses Thema wird als *cantus firmus* des Romans noch offenkundiger anhand der breiten Raum beanspruchenden Beziehungsprobleme Hatts zu Frauen. Auch da steht er nicht und liegt er nicht, sondern sitzt dazwischen. Natürlich ist er als 68er für die Frauenemanzipation und Gleichberechtigung, sogar sehr. Aber damit hat er vorerst wenig Erfolg. Er ist ein typischer «Softi», wenn seine Frau Regine die Auseinandersetzung sucht, weicht er ihr aus, indem er ihr recht gibt. Das macht sie ratlos (S. 148). Andererseits hasst er das Feministinnengerede von den Männern als «*wüsten Tätern*» und den Frauen als blossen «*Opfern*» (S. 81). Im männlichen Sexualtrieb sieht er eine Nötigung, ein Natur-Unrecht am Mann, das aber die Frauen liebend gern benützen, um ihre heimlichen Machtgelüste auszuspielen und zu geniessen.

So ist es nichts als logisch, dass Lorenz Hatt erst als ein im sexuellen Wortsinn Geschwächter während der Rekonvaleszenz im Reha-Center zu einer ungetrübt glücklichen Frauenbeziehung fähig wird: Er ist seit dem ersten Infarkt impotent (S. 48), und die Freundschaft zu der Geigerin Sophie Ascher bleibt ganz ungezwungen platonisch. Das entbehrt nicht einer grotesken Komik, obgleich der Autor Werner das alles seine Figur Lorenz Hatt ganz anders erleben lässt. Etwas Schopenhauerisches, grundsätzlich Pessimistisches haftet diesem Hatt an. Und so sagt er denn auch einmal, die ganze Welt schein ihm «*unhaltbar*» (S. 86).

In solchem generellen Negativismus löst sich letztlich auch jede Satire auf. Und das wird spürbar an vielen Stellen, wo die Hand des nicht in Erscheinung

tretenden «Geistes der Erzählung» hinter dem vorgeschobenen Ich-Erzähler Witziges, auch Humoristisches arrangiert. Dies gibt dem Roman seine merkwürdige, aber ihm gemässe Gesamttonlage – *zwischen Anpassung und Widerstand*.
Martin Stern

¹ Werner erhielt dafür, gemeinsam mit Dieter Fringeli und Rolf Hörler, 1993 den Preis der Schweizerischen Schiller-Stiftung. –

² Vgl. zu diesem ur-germanistischem Thema Wulf Segebrecht: Johann Wolfgang Goethes Gedicht «Über allen Gipfeln ist Ruh» und seine Folgen. Zum Gebrauchswert klassischer Lyrik. Text, Materialien und Kommentar. München-Wien 1978, S. 112–114. – ³ Vgl. Peter Bichsel, Begegnung mit meiner Landschaft. In: Schweizer Illustrierte Nr. 14, 5. April 1993, S. 129: «Ich denke mir, dass hier einer – er ist jünger als ich – in seiner Jugend eine Landschaft hatte, in der man nicht mehr wohnen kann – die Landschaft der 68er.»

Die deutschen Irrtümer von 1949 bis 1989

Ein Rezensionssessay

Die Deutschen haben ihre Einheit, doch Ruhe ist keineswegs eingekehrt. «Vergangenheitsbewältigung» heisst das Wort der Stunde – und zwar nicht nur im Osten, gab es doch im Westen genügend Fehleinschätzungen des zweiten deutschen Staates, über die nun in der neuen Bundesrepublik zu reden sein wird. War die Entspannungspolitik richtig? Wurde der diktatorische Charakter der DDR verharmlost? Hat die DDR-Forschung versagt? Das sind nur einige Fragen, die zur Beantwortung anstehen. *Jens Hacker* hat die «*deutschen Irrtümer*» in bezug auf die DDR zusammengetragen¹. Entstanden ist ein wichtiges, lesenswertes Buch, das ein erschreckendes Bild der Fehleinschätzungen des zweiten deutschen Staates durch Politik, Wissenschaft, Publizistik, Medien und Gewerkschaften in der Bundesrepublik zeichnet². Die 1992 vom Deutschen Bundestag eingesetzte Enquete-Kommission zur «*Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland*»³, die von *Rainer Eppelmann* geleitet wird, hat sich

auch mit dieser Seite der deutschen Vergangenheit zu beschäftigen. Der 600-Seiten-Wälzer von Hacker mag ihr als hilfreiche Dokumentation westlicher Blindheit dienen.

Hacker, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Regensburg, fragt, wie es die Parteien im Laufe der letzten 40 Jahre mit der Wiedervereinigung gehalten haben⁴. Die CDU hatte zwei deutschlandpolitische Krisen (1977 und 1988), als sie die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands aus den Augen zu verlieren schien, die aber jeweils vereitelt wurden. Die CSU dagegen nahm in ihrem Grundsatzprogramm von 1968 zwischenzeitlich sogar vom Gedanken einer nationalstaatlichen Lösung der deutschen Frage Abschied, ehe dies 1976 wieder korrigiert wurde. Die Sozialdemokraten verfochten mit ihrer «*neuen Deutschlandpolitik*» unter Bundeskanzler *Brandt* ab 1969 noch die Einheit der Nation, nahmen aber – von wenigen Ausnahmen abgesehen – in den achtziger Jahren mehr und mehr davon Abstand. Die FDP bewahrte sich,

so Hacker, ein grosses Mass an Flexibilität und Pragmatismus in ihrer Deutschlandpolitik, während die Grünen eine Nicht-Deutschland-Politik betrieben, die, wie es *Gerd Langguth* einmal umschrieb, auch eine Form von Deutschlandpolitik sei. Der Vorschlag, das Wiedervereinigungsgebot aus der Präambel des Grundgesetzes zu streichen, fand bei ihnen die grösste Beachtung. Freilich ist Hackers Darstellung zu den Grünen nicht mehr auf dem neuesten Stand. Obwohl die Studie im März 1992 abgeschlossen wurde, ist die Diskussion von Anfang Februar, wonach die Deutschlandpolitik der Grünen u. a. über den einstigen Inoffiziellen Mitarbeiter (IM) des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) der DDR und ehemaligen Bundestagsabgeordneten *Dirk Schneider* durch das MfS beeinflusst worden sei⁵, im Buch nicht einmal erwähnt.

So mancher Politiker hat während der letzten 40 Jahre seine Haltung zur deutschen Frage geändert. Jens Hacker stellt bekannte *«deutschlandpolitische Positionswechsler»* vor. Ein Beispiel: *«Ist es denn wirklich die Wiedervereinigung, die uns in erster Linie drängt, quält, bedrückt und treibt? Es ist doch weniger die Wiedervereinigung im Sinne der Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands, was uns drückt, es ist doch mehr das Herzensanliegen der Wiederherstellung demokratischer und menschenwürdiger Zustände in der DDR»* (S. 232 f.). Diese Sätze stammen nicht etwa von einem Vorreiter der *«neuen Ostpolitik»* der sozial-liberalen Koalition, nein, *Franz Josef Strauss* hat sie 1958 in einer Rede vor dem Deutschen Bundestag ausgesprochen. Während Strauss später diese Position wieder relativierte, verabschiedeten sich *Willy Brandt* und *Egon Bahr* im Laufe der achtziger Jahre von einer nationalstaatlichen Lösung der

deutschen Frage, wobei Brandt im Herbst 1989 wiederum als einer der ersten den sich abzeichnenden Einigungsprozess richtig einzuschätzen wusste⁶.

Auch die Gewerkschaften bekleckerten sich, was ihre Verbindungen zum FDGB angeht, keineswegs mit Ruhm, wie Hacker zutreffend feststellt⁷. Eine kritische Beurteilung des DDR-Systems scheuten viele Funktionäre. Ähnlich sah es in einer Reihe von westdeutschen Schulbüchern aus: Sie vermittelten ein schöngefärbtes Bild der DDR, das den Realitäten im zweiten deutschen Staat Hohn sprach. Der Autor listet die Verfehlungen von Politologen, Publizisten, Historikern und Schriftstellern auf. Ein grosses Manko vieler Untersuchungen über die DDR war die fast ausschliessliche Anwendung des sogenannten systemimmanenten Ansatzes, der das politische System am eigenen Selbstverständnis mass und somit geradezu zwangsläufig den diktatorischen Charakter des SED-Regimes ausblendete. Der Berliner Politologe *Hartmut Jäckel* hat dazu ein treffendes Bild gefunden: *«Die Fragwürdigkeit einer systemimmanenten und allzu detailverliebten DDR-Forschung, wie sie damals begründet wurde, liegt heute offen zutage. Sie gleicht einem Messtischblatt, das jedes Gehöft und jede Bodensenke verzeichnet, aber nicht ausweist, dass die ganze Region permanent unter Wasser steht»* (S. 442).

Viele Publizisten und Wissenschaftler verkannten offenbar den fundamentalen Unterschied zwischen einer freiheitlichen Demokratie und einer totalitären Diktatur. Der Unrechtscharakter, die fehlende Legitimität der DDR und die repressiven Züge des Herrschaftsystems wurden oder sollten nicht wahrgenommen werden. So kann es nicht verwundern, dass für die bundesdeutsche DDR-Forschung – abgesehen von

Karl Wilhelm Frickes Studien⁸ – die Existenz der Staatssicherheit fast keine Rolle spielte. Die Äusserung des Kölner Journalisten ist bezeichnend: «*Das Ministerium für Staatssicherheit ist mithin für die wissenschaftliche DDR-Forschung als Forschungsgegenstand erst entdeckt worden, als es nicht mehr existierte – und solange es existiert hat, blieb es als Forschungsgegenstand uninteressant!*» (S. 433). Welches Wertechaos in Teilen der Wissenschaft offenbar herrschte, belegt eine Äusserung von Hartmut Zimmermann, einem führenden DDR-Forscher, die Hacker zitiert: Der vertrat die fragwürdige These, «*er verstehe die Erforschung der DDR als einen Beitrag, das politische und gesellschaftliche System der Bundesrepublik zu reformieren*» (S. 434). Das schlägt dem Fass den Boden aus. Hier ist die kategoriale Verwirrung perfekt⁹.

Hacker wendet sich gegen die Diskreditierung jener Haltung als Prinzipienreiterei, die an den rechtspolitischen Grundsätzen zur deutschen Frage (z. B. am Wiedervereinigungsgebot des Grundgesetzes) festgehalten hat. Tatsächlich war es richtig, an den Rechtspositionen festzuhalten. Aber damit allein war den Menschen im anderen Teil Deutschlands noch nicht geholfen. Darüber hinaus musste man sich auf den zweiten deutschen Staat einlassen. Nur so war es möglich, in Verhandlungen mit der DDR die Lebensbedingungen der Menschen (z. B. Reiseerleichterungen, Familienzusammenführungen) zu verbessern. Es wird bei Hacker überhaupt nicht deutlich, weshalb Ende der sechziger Jahre die sozial-liberale Koalition eine «neue Deutschlandpolitik» einleitete. Dieser notwendige Schritt zeigt nämlich, dass die Orientierung an Rechtspositionen (z. B. keine völkerrechtliche Anerkennung der DDR)

zwar notwendig, aber längst nicht hinreichend war. Zudem hätte es der deutschen Sache am wenigsten gedient, sich aus der anbahnenden Entspannungspolitik herauszuhalten, sofern dies überhaupt möglich gewesen wäre. Äusserst fragwürdig ist es allerdings, wenn Egon Bahr heute so tut, als ob die Ostpolitik subversiv angelegt und es die eigentliche Aufgabe gewesen sei, «*Europa oder Russland von der Krankheit zu befreien, die Kommunismus genannt wird. Ich habe das nur einmal gesagt, das wäre sonst kontraproduktiv gewesen*» (S. 452). Besonders der letzte Satz wirft eher ein fahles Licht auf Bahr selbst als auf die Ostpolitik. In Wirklichkeit ging es ihr um menschliche Erleichterungen. Der Umsturz des kommunistischen Systems war keineswegs geplant – wie hätte man das auch anstellen sollen.

Mangelnde Differenzierung kann man Hacker mehrmals vorwerfen. Er bezeichnet es als «Illusion», durch ein Entgegenkommen gegenüber Ost-Berlin eine Liberalisierung der DDR erreichen zu wollen. Zu Recht schreibt Hacker: «*Ulbricht, Honecker und die übrige Führungsclique wussten nur zu genau, dass eine Politik der inneren Liberalisierung zur Selbstaufgabe des totalitär verfassten Staates geführt hätte*» (S. 392). Andererseits muss man aber auch sehen, dass die DDR Honeckers in der Tat – so schrecklich dies auch klingt – «liberaler» als das SED-Regime Ulbrichts war. Auch die DDR hatte eben für die Entspannungspolitik einen Preis zu entrichten. Das Bedürfnis nach internationaler Anerkennung war nicht ohne Gegenleistung zu befriedigen. Die DDR unter Honecker war zwar immer noch eine Diktatur, aber längst eine andere als zu Zeiten Ulbrichts.

Der Autor kritisiert speziell das Status-quo-Denken in der Deutschlandpo-

litik. Hätte man denn versuchen sollen, den Status quo zu ändern? Ausser mit Waffengewalt war dies bis Ende der achtziger Jahre nicht möglich. Man kann *Günter Gaus*, erster ständiger Vertreter der Bundesrepublik in Ost-Berlin, in der Deutschlandpolitik viele Vorhaltungen machen. Doch der Vorwurf, Gaus, so «weltfremd» wie er nun einmal sei, habe einen Krieg in Europa für denkbar gehalten, fällt eher auf Hacker selbst zurück. Ja, war denn ein Krieg in den letzten 45 Jahren unmöglich? Wenn man das bloss früher gewusst hätte, so manches hätte man sich wohl sparen können. Zuweilen gewinnt man den Eindruck, Hacker bewerte die Ereignisse der letzten 45 Jahre zu sehr aus der Perspektive des Jahres 1992. Die Geschichte aber von ihrem Ende her zu deuten, mag Fehlschlüsse besonders provozieren.

Das Problematische an Hackers Buch ist, er orientiert sich im wesentlichen an der Frage: Wie hast Du es mit der Wiedervereinigung gehalten? Dies ist eine berechnete und wichtige Frage. Es ist aber mehr als bedenklich, dass Hacker sein Ergebnis nahezu einzig von ihrer Beantwortung abhängig macht. Das Problem der Wiedervereinigung ist aber nur eine Dimension der deutschen Frage der letzten 45 Jahre. Sie umfasste stets eine Vielzahl weiterer, z. B. den sicherheitspolitischen Aspekt. Und nicht zuletzt ging es um die Frage, wie die Teilung für die Menschen erträglicher gestaltet werden könnte. Während vor 1989 die Ansicht weitverbreitet war, Adenauer habe durch die Integration der Bundesrepublik in den Westen die Wiedervereinigung verspielt, scheint sich nach der Zäsur 1989 die Kritik vermehrt auf die sozial-liberale Koalition und die Entspannungspolitik einzuschliessen. Mir scheint hingegen, in beiden Fällen war bzw. ist die Kritik unan-

gebracht, schliesst die Befürwortung von Adenauers Westintegration die Zustimmung zur Brandtschen Ostpolitik nicht aus. Hacker stimmt dem – was die SPD/FDP-Regierung betrifft – offenbar nicht zu. Gleichwohl muss man sehen, dass sowohl unter Adenauer als auch unter Brandt die Wiedervereinigung nicht ganz oben auf der Prioritätenliste stand und die weltpolitische Lage dies auch nicht gestattet hätte. Wichtig war, dass die Wiedervereinigung nicht aus den Augen und damit aus dem Sinn geriet, solange sie nicht unmittelbar zu erreichen war. Eine konkrete Wiedervereinigungspolitik war bis zum Ende der achtziger Jahre nicht realistisch. Wenn nach dem Fall der Mauer manchmal so getan wurde, als sei die Einheit Deutschlands schon früher möglich gewesen, dann geht dies an den politischen Realitäten vorbei¹⁰.

Den deutschen Staats- und Völkerrechtlern, lobt Hacker, ist der historische Atem in Sachen Wiedervereinigung nicht zu früh ausgegangen. Zu welchen Widersprüchen und Fehlschlüssen die Zentrierung auf den Gedanken der deutschen Einheit freilich führt, wird ebenso deutlich. Zu Recht führt er die Teilung auf den kalten Krieg zurück. Doch wenn die Spaltung Deutschlands auf den Konflikt zweier antagonistischer Wertesysteme zurückzuführen ist, dann kann nicht gleichzeitig die Ursache der jahrelangen Spannungen in Europa die Teilung gewesen sein, wie Hacker schreibt. Entsprechend ist seine Formulierung zurückzuweisen, «*dass erst die Einheit Deutschlands Entspannung in Europa zu bringen vermag*» (S. 290). Die historische Entwicklung hat gezeigt, dass es genau umgekehrt war: Erst die Entspannung mit dem Auftreten Gorbatschows und der veränderten Haltung der Sowjetunion machten die Wieder-

vereinigung möglich. Hackers Interpretation überschätzt folglich die Bedeutung Deutschlands in diesem Beziehungsgeflecht. Ebenso wie die Teilung eine Folge des kalten Krieges gewesen ist, ermöglichte erst die weitgehende Überwindung des Ost-West-Gegensatzes die Einheit Deutschlands.

Das Beispiel von *Jürgen Schmude* macht die Fragwürdigkeit von Hackers Ansatz offensichtlich. In der Tat nahm Schmude frühzeitig von der deutschen Einheit Abschied. Dies ist ein Manko und wird von Hacker zu Recht moniert. Dass Schmude aber überdies – und das dürfte weitaus schwerwiegender sein – entscheidend zur Verharmlosung des SED-Regimes beigetragen hat, gerät unter dieser Perspektive fast völlig zur Nebensache. So schrieb Schmude 1984 – laut Salzgitter-Report: «*Die Verhinderung von Grenzübertritten auch mit Waffengewalt sei aus der Sicht der DDR-Bediensteten eine Amtspflicht, die durch bundesdeutsches Recht und bundesdeutsche Institutionen nicht in Schuld und Unrecht verwandelt werden dürfe.*»¹¹ Hacker zitiert dies nicht, während er mehrmals Schmudes Absage an den Nationalstaat kritisiert. Ob da die Verhältnismässigkeit gewahrt wurde? Ein Blick in das Sachregister illustriert den Sachverhalt. Während die «*Wiedervereinigung*» nicht gesondert aufgeführt ist, sie kommt so häufig vor, sind unter «*Relativismus der Systeme*» ganze sechs Seitenangaben verzeichnet. Dabei hätte dies das eigentliche Thema des Buches sein müssen.

Auch die Zentrale Erfassungsstelle der Landesjustizverwaltungen in Salzgitter, die strafbares Unrecht in der DDR dokumentieren sollte, taucht nur zweimal auf. Darüber hätte man gerne mehr gelesen, zumal, wie Hacker treffend ausführt, der Ruf, Salzgitter aufzulösen, bei der gesamten SPD-Bundes-

tagsfraktion, aber auch bei dem stellvertretenden FDP-Vorsitzenden *Wolfgang Gerhardt* auf offene Ohren stiess. Heute ist man froh, auf das Material der Erfassungsstelle bei Strafprozessen in den neuen Ländern zurückgreifen zu können. So wie Hacker die Frage der Wiedervereinigung über- und das Problem der Verharmlosung des diktatorischen Charakters des zweiten deutschen Staates unterschätzt, so reibt er sich offenbar mehr am Status-quo-Denken in der Bundesrepublik als an den zahlreichen Menschenrechtsverletzungen, die vor 1989 nicht in dem Masse angeprangert wurden, wie dies notwendig gewesen wäre. Bei allem Lob, das man dem Autor zollen muss, entsteht so der Eindruck, Hacker übe zwar sinnvolle Kritik – aber er gebrauche die falschen Argumente. Oder anders ausgedrückt: Jens Hacker hat zum richtigen Thema bisweilen das falsche Buch geschrieben.

Auch wenn Hacker in seinem Buch einige eigenartige Gewichtungen vorgenommen hat, ist er einen ersten Schritt in die richtige Richtung gegangen. Weitere werden folgen müssen. Es bleibt zu hoffen, das möglichst bald Studien vorgelegt werden, die sich stärker auf den Aspekt der Verharmlosung des diktatorischen Charakters der DDR konzentrieren. Auf diesem Feld gibt es noch so manches zu entdecken.

Ralf Altenhof

¹ Jens Hacker: *Deutsche Irrtümer 1949–1989*, Schönfärber und Helfershelfer der SED-Diktatur im Westen, Ullstein Verlag, Berlin, Frankfurt/Main 1992, 615 Seiten, DM 58,-. – ² Vgl. auch Peter Eisenmann, Gerhard Hirscher (Hrsg.): *Dem Zeitgeist geopfert, Die DDR in Wissenschaft, Publizistik und politischer Bildung*, Mainz, München 1992. Dieser Band versammelt die Vorträge, die auf einer Tagung der Hanns-Seidel-Stiftung über «Die Aufarbeitung der DDR-Ge-

schichte und SED-Herrschaft in Wissenschaft und Publizistik der Bundesrepublik Deutschland» im Januar 1992 in Wildbad Kreuth gehalten wurden. Vgl. dazu den Tagungsbericht: Ralf Altenhof: Nicht mit Ruhm bekleckert, Die DDR blieb verkannt – auch in der Bundesrepublik Deutschland, in: Die Weltwoche, Nr. 6 vom 6. Februar 1992, S. 49. Zur DDR-Forschung vgl. weiterhin: Eckhard Jesse: Wie man eine Chimäre zum Leben erweckt, Hat die DDR-Forschung versagt? – Kritische Bestandsaufnahme einer allzu vorsichtigen Wissenschaft, in: «Frankfurter Allgemeine Zeitung» vom 24. August 1990, S. 35; ders.: Die politikwissenschaftliche DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Eisenmann/Hirscher S. 13–58. Konrad Löw: Die bundesdeutsche politikwissenschaftliche DDR-Forschung und die Revolution in der DDR, in: Zeitschrift für Politik, Heft 3 / 1991, S. 237–254. Siehe ebenfalls die beiden kontrovers angelegten Beiträge in der Wochenzeitung «Das Parlament»: Joachim Nawrocki: Ahnungslosigkeit als Entspannungspolitik? DDR-Rezeption, in: Das Parlament, Nr. 43 vom 16. Oktober 1992, S. 12 sowie Wilhelm Bleek: Statt Diskussion – unberechtigte Vorwürfe und Missverständnisse, Streit über Deutschlandpolitik und DDR-Forschung, in: ebd. S. 12 f. – ³ Siehe dazu Friedrich-Christian Schroeder: Die Enquetekommission des Deutschen Bundestages «Aufarbeitung von Geschichte und von Folgen der SED-Diktatur in Deutschland», in: Politische Studien, Heft Juli / August 1992, S. 23–27. – ⁴ Vgl. ebenfalls: Jens Hacker: Die Haltung von CDU, CSU, FDP und GRÜNEN zur deutschen Frage, in: Eisenmann/Hirscher (Anm. 2), S. 115–139. Zur SPD vgl.: Brigitte Seebacher-Brandt: Die SPD und die nationale Frage, in: ebd. S. 141–147 sowie dies.: Die Linke und die Einheit, Berlin 1991. – ⁵ Vgl. Sto. (= Wolfgang Stock): Stasi-Einfluss auf die Grünen, Mitwirkung bei Gründung im Osten, Schneiders Deutschlandpolitik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. Februar 1992, S. 4 sowie ders.: Grüne sind «entsetzt», in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 5. Februar 1992, S. 2. Hubert Kleinert

(Vom Protest zur Regierungspartei, Die Geschichte der GRÜNEN, Frankfurt/Main 1992, S. 442) relativiert diesen Eindruck ein wenig, wenn er von den «Aufgeregtheiten der STASI-Welle zu Beginn des Jahres 1992» schreibt. – ⁶ Vgl. Willy Brandt, «... was zusammengehört», Reden zu Deutschland, Bonn 1990. Hier ist auch die Rede abgedruckt, die Willy Brandt am 10. November 1989, dem Tag nach der Maueröffnung, auf dem John-F.-Kennedy-Platz in Berlin hielt. Dort sagte er, was dann zum geflügelten Wort wurde: «Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört» (ebd. S. 39). – ⁷ Vgl. jetzt auch Manfred Wilke, Hans-Hermann Hertle: Das Genossen-Kartell, Die SED und die IG Druck und Papier/IG Medien, Frankfurt/Main, Berlin 1992. – ⁸ Vgl. z. B. Karl Wilhelm Fricke: Die DDR-Staatssicherheit, Entwicklungen, Strukturen, Aktionsfelder, 3. Aufl., Köln 1989; ders.: MfS intern, Macht, Strukturen, Auflösung der DDR-Staatssicherheit, Analyse und Dokumentation, Köln 1991. – ⁹ In einem Interview nach der Wende in der DDR hörte sich das schon ganz anders an. Nachdem ihm in bezug auf die DDR-Forschung die Frage gestellt wurde, «Die DDR als Modell dafür, wie es nicht geht?», antwortete Zimmermann: «So ist es – jedenfalls in demokratiethoretischer Absicht». Vgl. «Man kann 45 Jahre nicht einfach ausradieren», Interview mit dem DDR-Forscher Hartmut Zimmermann, in: Das Parlament, Nr. 28 vom 3. Juli 1992, S. 13. – ¹⁰ Dieses (Schein-)Argument – besonders von konservativen Politikern geäußert – hat nur deshalb an Bedeutung verloren, weil die durch die Wiedervereinigung hervorgetretenen sozialen, wirtschaftspolitischen, finanziellen und rechtlichen Schwierigkeiten in der Bundesrepublik derzeit so dominant sind, dass die Diskussion darüber lediglich verschoben, aber keineswegs aufgehoben ist. Diese Debatte wird zweifelsohne wieder aufflammen. Gleichwohl macht das das Argument nicht stichhaltiger. – ¹¹ Zitiert nach Heiner Sauer, Hans-Otto Plumeyer: Der Salzgitter-Report, Die Zentrale Erfassungsstelle berichtet über Verbrechen im SED-Staat, Esslingen, München 1991, S. 242.